



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein böhmisches Klerikerleben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein böhmisches Klerikerleben



er die Zustände im österreichischen Klerus und in den klerikalen Bildungsanstalten kennt, der wundert sich nicht über die „Los von Rom-Bewegung,“ sondern darüber, daß die Masse der österreichischen Deutschen katholisch zu bleiben vermag. Dem Erfahrenen erklären freilich Gewohnheit, Trägheit, Vorwiegen der weltlichen Interessen, politische und soziale Verhältnisse, die Zustände des protestantischen Kirchenwesens, die Unmöglichkeit, daß das Volk konfessionslos oder religionslos leben könne, das Rätsel. Ein getreues Bild des böhmischen Klerikerlebens zeichnet uns ein wackerer und gelehrter Mann, der nach langen, schweren Kämpfen den geistlichen Stand verlassen hat. *) Franz Mach wurde am 26. Oktober 1845 als Sohn eines deutschen Bauern in Horschowitz bei Saaz geboren. Er zeigte früh bedeutendes Talent, dem jedoch in der schlechten Schule seines Orts und in der noch schlechteren des Pfarrdorfs nur sehr ungenügende Pflege zuteil wurde. Großes Vergnügen bereitete dem Knaben das Ministrieren und das Musizieren auf dem Chor, jenes noch mehr als dieses, obwohl er schon mit elf Jahren mehrere Instrumente spielte und komponierte. Mit zwölf Jahren kam er in die Schule der Piaristen in Prag, aber nicht, wie der Vater gerechnet hatte, in die vierte, sondern als ungenügend vorbereitet in die zweite Klasse. Der Vater nahm ihn deshalb am Schluß des Schuljahrs wieder heraus, ließ ihn während der Ferien vom Pfarrer privatim vorbereiten und brachte ihn dann auf das Gymnasium zu Saaz, dessen Lehrer ebenfalls Geistliche waren: Prämonstratenser aus dem Stift Strahow in Prag; nur für einige Fächer waren weltliche Lehrer angestellt. Einige der Lehrer scheinen Machs Andeutungen nach nur sehr unvollkommen für ihr Amt ausgerüstet gewesen zu sein. Der Verfasser bewahrt jedoch allen eine dankbare Erinnerung, wie er denn überhaupt eine pietätvolle Natur ist; mit Begeisterung hat ihn allerdings nur einer erfüllt, ein weltlicher „Supplent“ namens Hacl. Er durchlief alle Klassen als „Vorzugsschüler“ und bestand die Abiturientenprüfung am 26. Juni 1866 — der Krieg zwang, den Termin so früh anzusetzen — mit Auszeichnung.

Die Standeswahl bereitete ihm einige Schwierigkeiten aber keine tiefgehenden Kämpfe. Für einen Bauernjungen verstand es sich von selbst, daß er Vater wurde. Nicht, daß ihn die Eltern gedrängt oder gar gezwungen

*) Das Religions- und Weltproblem. Dogmenkritische und naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit von Franz Mach, vorm. Professor am k. k. Staats-Obergymnasium in Saaz. Mit einer Selbstbiographie und dem Bildnisse des Verfassers. LXXI und 1364 Seiten in zwei Teilen. Dresden und Leipzig, C. Piersons Verlag, 1901.

hätten. Sie waren beide schlicht und praktisch fromm, ohne Bigotterie und Fanatismus; dabei verständig, rechtschaffen und gütig. Der Vater sprach unbefangen über die kirchlichen Mißstände, sagte wohl, wenn er Papst wäre, würde er das Zölibat abschaffen, meinte aber, zum Aushalten müsse es immerhin sein, hielten es doch Tausende aus. Franz war von dem Religionsunterricht am Gymnasium, der ziemlich geist- und gemüthlos erteilt wurde, nicht befriedigt worden. Zweifel hatten sich geregt und waren nicht überzeugend gelöst worden, aber den Glauben hatte er noch nicht verloren, und die kindliche Frömmigkeit hatte er sich bewahrt, wenn ihm auch manche der vorgeschriebenen Andachtsübungen Bedenken erregten. Der geistliche Beruf erschien ihm als der wichtigste, edelste und idealste, und so entschied er sich denn für ihn; daß ihn gründliches theologisches Studium von seinen religiösen Zweifeln befreien werde, daran zweifelte er nicht im mindesten. So trat er denn im Herbst ins Prager Klerikalseminar ein.

Das Leben darin läßt sich nach Machs Schilderung mit einem Worte charakterisieren: schlechte Luft! Er erschauert heute noch, wenn er daran denkt; und sich hinein zurückversetzt zu sehen, gehört zu seinen schlimmsten Angstträumen. Das Gebäude ist düster und dumpf; die Fenster der Studier- und Schlafsäle gehn auf enge Höfe, die Seminaristen waren durchweg arme Jungen aus ziemlich tiefen Schichten von schlechten Manieren und zum Teil sehr unsauber, die Einrichtung war schlecht, die Bedienung mangelhaft, und kein von humanem Geist erfüllter Vorgesetzter oder Patron kümmerte sich um die Zustände, die sich aus solchen Daseinsbedingungen entwickeln mußten. Der körperlichen Atmosphäre entsprach die geistige. Für deren Entstehung war zunächst schon entscheidend, daß die jungen Leute von aller Welt abgesperrt unter Verschuß gehalten wurden. Ihre einzige Freiheit bestand darin, daß sie die Vorlesungen an der Universität besuchten, aber nur die theologischen nach dem vorgeschriebnen Studiengange, andre durften sie nicht hören. Mach hatte das Prager Seminar gewählt, weil dessen Insassen dem Namen nach zugleich Studenten der Universität sind, fand sich aber bitter enttäuscht. Die theologischen Vorlesungen waren erbärmlich, mit Ausnahme derer über das Alte Testament, die von einem gründlich gebildeten und kritisch geschulten Manne gehalten wurden. Fundamentalthologie z. B., d. h. philosophische Einleitung in die Theologie, las statt des kränklichen Dozenten ein Adjunkt; er las im schlimmsten Sinne des Wortes, er las nämlich ein Lehrbuch vor. Und als die Studenten einmal nach der Bedeutung eines Ausdrucks fragten, den sie nicht verstanden, antwortete er: Ich verstehe es auch nicht, aber es steht so da. Zur Verbesserung der Stimmung trug weder der Umstand bei, daß die meisten Seminaristen verbissene und gegen die Deutschen unfreundliche Tschechen waren, noch das Akoluthieren im Dom, ein Dienst, bei dem jedes kleine Versehen, jede Ungeschicklichkeit von dem ebenso eleganten wie hochmütigen Kardinal Schwarzenberg mit einem strafenden Blick geahndet wurde. Die Lage war so ungemütlich, daß viele nach längerem traurigem Hinbrüten austraten, nicht bloß aus dem Seminar, sondern aus dem geistlichen Stande. Mach verließ Prag, um die Vorbereitung im Leitmeritzer Seminar zu vollenden, wo er wenigstens eine

bessere Wohnung mit ziemlich reiner Luft und schöner Aussicht über die Elbe hatte, und wo es nur wenig Fischechen gab. Sogar eine Bibliothek hatte dieses Seminar; freilich war sie auch danach: „Einige veraltete theologische Scharteken, asketische und homiletische Werke, Heiligenlegenden, viele alte Breviere, einige alte Werke kirchengeschichtlichen und kanonistischen Inhalts und Görres Mystik, die so recht geeignet ist, den arglos vertrauenden Leser um seinen gesunden Verstand zu bringen.“ In der ältern bessern Zeit, die der heutige Klerikalismus die schlechtere nennt, hatte die Bibliothek auch einige religionsphilosophische Werke und die deutschen Klassiker enthalten; diese wurden jedoch (wie es scheint erst zu Nachs Zeit) vom Vizerektor für Gift erklärt und entfernt. Einige Jahre später ist es vorgekommen, daß ein Seminarist davon-gejagt wurde, weil man in seinem Koffer Goethe und Schiller fand. Über das Absperrungs- und Verdummungssystem ist weiter kein Wort zu verlieren; wenn die österreichischen Kirchenfürsten überzeugt sind, daß sie damit die Gläubigen vor dem Unglauben und die Hierarchie vor Erschütterungen zu bewahren imstande sind, so mögen sie zusehen, wie lange sie noch Kandidaten für den geistlichen Stand finden, und was für welche, und wie lange ihnen noch die Gemeinden in die von solchen Geistlichen bedienten Kirchen kommen werden.

Aber ein andrer Punkt reizt uns zu einer Bemerkung. Der Kardinal Schwarzenberg stand im Ruf eines Reformators, er hat auf dem vatikanischen Konzil manch schönes und kräftiges Wort gesprochen, und auf seinen Visitationsreisen in der Grafschaft Glatz soll er sich menschenfreundlich gezeigt haben sowohl gegen arme Schulkinder wie im geselligen Verkehr mit schlichten Dorfgeistlichen. Bedenkt man nun noch, über welche reichen Geldmittel er sowohl als Prager Erzbischof wie als geborner Fürst Schwarzenberg verfügte, so meint man, er habe sich doch zunächst verpflichtet fühlen müssen, dem Nachwuchs seines Klerus väterliche Fürsorge zuzuwenden und den jungen Leuten ein menschenwürdiges Dasein zu bereiten; ihnen, wenn nun einmal von der Einsperrung nicht abgegangen werden sollte, wenigstens ein schönes gesundes Haus mit schönem großem Garten einzurichten, sich durch persönliche Besuche zu überzeugen, wie sie leben, wie sie treiben und wie sie sich befinden, und ihnen väterlich gefinnte, pädagogisch geschulte Vorsteher zu geben. Leo der Dreizehnte hat als Bischof von Perugia seine Seminaristen täglich besucht und sogar selbst den Professor gespielt. Nach dem, was in Nachs Schilderung durchblickt, ist aber auch dieser Schwarzenberg daheim in Prag ein österreichischer Kirchenfürst gewesen, wie man ihn aus unzähligen Beispielen kennt: ein hochmütiger Aristokrat, der sich nur mit Verwaltungsgeschäften abgibt, und der so hoch über den Seelsorgsgeistlichen steht, daß deren Wohl und Wehe, deren Bedürfnisse und Stimmungen für ihn so wenig vorhanden sind wie die eines Insekts für den gewöhnlichen Menschen. Die Jesuiten sind hierin wenigstens klug; in ihren Internaten sollen sich die Zöglinge sehr wohl fühlen. Freilich haben sie meist Söhne von reichen Leuten, die gut zahlen.

Während der letzten Seminarferien regten sich noch einmal Bedenken in der Brust des Priesteramtskandidaten, um so lebhafter, als in Osterreich die Niederlage den kirchenpolitischen Kampf entfesselt hatte, und in der ganzen Welt

der Streit um das bevorstehende Konzil entbrannt war. Der Pfarrer seiner Heimat beschwichtigte ihn. Er sagte ihm ungefähr: „Da Sie offen gegen mich sind, will ich es auch gegen Sie sein. Wählen Sie ein andres Studium, so werden Sie nichts verlieren. Sie sind gut begabt und werden in einem andern Beruf nicht allein Ihr Fortkommen finden, sondern es wahrscheinlich auch weiter bringen, als wenn Sie Geistlicher werden. Der Staat sorgt für seine Beamten besser als die Kirche für ihre Diener. Ein Lehrer, selbst ein Gendarm, ein Finanzier bekommt jetzt mehr Ruhegehalt als ein Kaplan oder Pfarrer. Was kümmern sich die Bischöfe um ihre armen Pfarrer und Kapläne? Wenn Sie aber nur religiöse Bedenken haben, so brauchen Sie diese nicht abzuhalten. Auch mir ist es so gegangen, und wahrscheinlich auch vielen andern. Der- gleichen hängt man nicht an die große Glocke. Ich habe mich nicht selbst zum Kaplan und Pfarrer gemacht, sondern bin dazu von andern, von meinen Vorgesetzten, bestellt worden [ein wunderliches Sophisma!]; diese sind für das verantwortlich, was ich in ihrem Namen und Auftrage lehre. Ob ich in meinem Innern mit allem einverstanden bin, ob das, was ich lehre, meiner Überzeugung entspricht, das geht nur mich an, das ist eine Sache, die ich mit mir selbst auszumachen habe. [Der Ratfragende weiß aber eben nicht, wie er sie mit sich ausmachen soll.] Ist etwa ein Jurist, ein politischer oder richterlicher Beamter, ein Offizier, ein Lehrer stets mit allem einverstanden, was das Gesetz, die Verordnung oder der Vorgesetzte vorschreiben? Er handelt vorschriftgemäß, damit Punktum.“ Der letzte Satz wird dem jungen Manne am stärksten eingeleuchtet haben — den großen Unterschied zwischen der Lage des Beamten und der des Geistlichen mag er nicht sofort bemerkt haben —, und so ließ er sich denn im Juli 1870 zum Priester machen. Seinen Vater verdroß es sehr bald, daß er nicht ein Veto eingelegt hatte, vorzugsweise darum, weil der geistliche Stand mehr und mehr allgemeiner Verachtung anheimfiel, und das Vatikanum auch die Frömmsten am Glauben irre machte. „Hätte ich gewußt, daß es so kommt, hätte ich insbesondre gehaut, daß die Geistlichkeit bei uns ihren frühern Einfluß auf die Schule verlieren würde, so hättest du mir kein Geistlicher werden dürfen. Heut wischt sich ja jeder N... bub seine Nase an dem Geistlichen ab.“

Es ist interessant, mit diesem Bilde österreichischer Zustände eines der bayrischen zu vergleichen und die Erwartung bestätigt zu finden, daß Bayern, wie im übrigen, so auch in dieser Beziehung zwischen Österreich und Preußen in der Mitte stehn werde. Zufällig lesen wir gerade die Lebenserinnerungen des Reformkatholiken Dr. Josef Müller, den wir wiederholt erwähnt haben, in Märzhefte seiner Renaissance. Die preußischen Katholiken verdanken das Ansehen, das ihre Geistlichen genießen, und daß diese sich der sozialen Gleichberechtigung mit den andern akademischen Ständen erfreuen, der Fürsorge der Regierung, die ihnen eine wirklich akademische Bildung vermittelt und auch in den Diözesen, wo die Studierenden in Seminare eingesperrt sind (Posen, Erm-land, Trier), für wirklich akademisch gebildete Lehrer sorgt. In Bonn und Breslau genießen die Theologie Studierenden die volle akademische Freiheit; zwar wohnt ein Teil in einem Konvikt, aber dieses beschränkt nur ihre Verfügung über den Abend und die Nacht, am Tage sind sie so frei wie alle andern Studenten,

und sie können namentlich Vorlesungen der übrigen Fakultäten hören, soviel sie wollen. Ähnlich liegen die Dinge in Baden und Württemberg. Bayern hat nur Seminarerziehung, aber als Müller anfang der siebziger Jahre ins Bamberger Seminar eintrat, waltete darin noch ein liberaler Geist; dem Mucker-system, schreibt er, das jetzt als echte Kirchlichkeit gelte, würde er sich nicht haben anbequemen können. Das Haus und die Verpflegung gefielen ihm nicht allein, er empfand beides als eine Wohlthat. Er hatte nämlich als Student der philosophischen Fakultät in München furchtbar Not gelitten und war durch die Unmöglichkeit, seine mit Begeisterung begonnenen Studien fortzusetzen, ins Seminar getrieben worden; in dieser Unmöglichkeit sah er die Hand und den Ruf Gottes, einen Ruf, dem er treu geblieben ist, denn er ist auch heute noch mit Leib und Seele Priester. Und das Seminarleben bedeutete keine Abschließung von den Bildungsmitteln der Zeit. Drei Bibliotheken standen ihm zur Verfügung: die königliche, die Lyceal- und die Seminarbibliothek, und er fuhr als Theologe fort, moderne Philosophie zu studieren. Daß man die deutschen Klassiker las, war selbstverständlich; das taten auch die Zöglinge des mit dem Seminar verbundenen Knabenkonvikts, dessen Bibliothek er auch noch benutzte, als er das Präfektenamt darin bekam. Also in dieser Beziehung war dem Bamberger Seminar nichts vorzuwerfen. Aber die Dozenten standen bedeutend unter der Höhe der Zeit. Der Hauptdozent, der vier Kollegien las, „hatte den marasmus senilis in den Gliedern und auf der Zunge; andre waren nicht viel besser; nur zwei oder drei stachen durch Kenntnisse oder wenigstens durch Lehrgabe hervor, und deren Stunden waren Oasen in der Wüste.“ Auch die praktische Vorbereitung auf die Seelsorgtätigkeit fand Müller ungenügend. Ohne irgendwelche homiletische Anleitung genossen zu haben, erhielt er eines Tages den Auftrag, am nächsten Sonntage in einer Dorfkirche zu predigen. Man gab ihm eine gedruckte Predigt, die könne er ja halten; und noch dazu: was für eine Predigt! Sie handelte von der Verstocktheit, und das Sonntagsevangelium war das vom barmherzigen Samariter! Von den beiden Vorstehern der Anstalt war der eine ein lederner, trockner Scholastiker und Kasuist ohne einen Funken von Gemüt, der andre ein ungebildeter, roher Patron, der die neu eingetretenen Zöglinge, ehe er sie noch kennen gelernt hatte, mit groben Schimpfworten überhäufte und ihnen zuschrie, er kenne nur drei Sorten Seminaristen: Lumpen, Hauptlumpen und Generallumpen. Trotz seiner Grobheit war er nicht einmal gerade und aufrichtig, sondern hinterhältig, mißtrauisch und unaufrichtig. Man sieht, die katholischen Bischöfe sind in der Auswahl der Beamten für Stellen von entscheidender Wichtigkeit so ungeschickt und unglücklich wie möglich. Der heilige Geist, den sie durch die Handauslegung empfangen zu haben sich einbilden, läßt sie überall gründlich im Stich, wo ihnen nicht eine protestantische, liberale, atheistische oder sonst gottlose Regierung uneigennützig zu Hilfe kommt.

Kehren wir nach Böhmen zurück! Mach lernte als Kaplan unter teils verschrobenen und zankfüchtigen, teils verbauerten Pfarrern und ihren widerwärtigen Wirtschaftserinnen das an sich ideale Seesorgerleben von der unerfreulichsten Seite kennen und beeilte sich, ihm zu entfliehen. Mach erlangte zuerst die Katechetenstelle an der Komotauer Volks- und Bürgerschule und wurde dann

nach bestandner Prüfung 1873 zum Religionslehrer am Saazer Gymnasium ernannt. In dieser Stellung arbeitete er unermüdblich an seiner eignen Fortbildung und schuf sich die Mittel zur Bildung seiner Schüler größtenteils selbst, indem er neben andern Schriften eine Reihe von Handbüchern herausgab. Er veröffentlichte u. a. Erbauungsreden für Studierende höherer Bildungsanstalten, einen Grundriß der Kirchengeschichte, ein „kurzgefaßtes Lehrbuch der Religion,“ eine Apologetik, eine Dogmatik, eine Moral, eine Liturgik, eine Offenbarungsgeschichte des Alten und des Neuen Bundes. Zudem er jedoch an einem umfassenden apologetischen Werke auf streng wissenschaftlicher Grundlage arbeitete, wurde ihm unter der Hand das Gegenteil einer Apologie daraus, sodaß er, um nicht mit einer Lüge aus dem Leben zu scheiden, sein Amt aufgab und sich der Altkatholikengemeinschaft anschloß, die ihm zwar von der Verwirklichung seines kirchlichen Ideals noch weit entfernt zu sein, aber wenigstens die Möglichkeit der zukünftigen Verwirklichung zu eröffnen scheint. Er verschweigt es nicht, daß äußere Vorkommnisse und Erscheinungen die Richtung, die sein wissenschaftliches Denken eingeschlagen hatte, kräftig gefördert haben. Das anstößige Leben vieler böhmischen Geistlichen, das materielle und Seelenelend anderer, der Haß und die Verachtung des Volkes, die auf dem Klerus lasten, haben ihn mit Abneigung gegen das römische Kirchenwesen erfüllt. Er muß sich fürchten, in geistlicher Kleidung spazieren zu gehn, weil kein Geistlicher vor groben Beschimpfungen sicher ist, und er selbst hat solche, einmal von einem Bauern, erduldet. Und da ist es ihm auch noch vom Bischof zum Vorwurf gemacht worden, daß er die Tonsur nicht tragen mochte! Es gehört zu den merkwürdigsten Beweisen für die Stupidität der österreichischen Hierarchie, daß der Bischof bei der amtlichen Visitation von Saaz den Religionslehrer am Gymnasium, einen Mann von wissenschaftlichem und pädagogischem Ruf, zum „Skutinium“ bestellt und nichts andres mit ihm anzufangen weiß, als daß er ihn examiniert: ob er an alle Dogmen glaube, das Brevier bete, täglich Messe lese, wie oft er im Jahre zur Beichte gehe, ob er sich klerikal kleide, zuweilen den Rosenkranz bete, ob er liberale Zeitungen lese, wie alt seine Köchin sei, ob er Gasthäuser und das Theater besuche! Mit einem solchen Religionslehrer würde sich doch ein Bischof, der kein ausgemachter Dummkopf oder Ignorant wäre, ein paar Stunden lang über das ungeheuer schwierige Problem des Religionsunterrichts am Gymnasium beraten!

In dem eingangs angezeigten Werke nun hat Mach das Ergebnis seiner Lebensarbeit niedergelegt. Er hat sich gründliche und umfassende Kenntnisse in der Theologie, in der Philosophie, in den Naturwissenschaften und in den alten Klassikern erworben, und so ist denn aus der ursprünglich beabsichtigten Apologie eine Encyclopädie der Polemik geworden, worin man alle Waffen gegen das Christentum im allgemeinen und gegen die römisch-katholische Kirche im besondern aufgestapelt findet. Nur möge der Leser nicht glauben, man habe es hier mit einem Machwerk à la Hoensbroeck zu tun! Während dieser bloß in der Skandalgeschichte des Papsttums bewandert ist, findet man bei Mach universelle und gründliche Belesenheit auf allen Gebieten; höchstens das historische kommt ein wenig zu kurz. Dann hat er es gerade auf Skandal

gar nicht abgesehen; das Anstößige streift er nur. Er ist weder verbittert noch gelb- und schwarzzüchtig noch ungerecht, sondern erkennt auch das Gute an, wo er es findet, und sagt bei einem Rückblick auf die Geschichte der Kirche ganz richtig, sie zeige viel Licht und viel Schatten. Obwohl er in der Einleitung bekannt hat, daß er positiven Zielen zustrebe, ist man am Schlusse doch noch höchlich überrascht, ihn zu solchen umlenken zu sehen, denn man hat sich bis dahin fortwährend in der entgegengesetzten Richtung bewegt. Er widerlegt so ausführlich und gründlich wie möglich die Beweise für das Dasein Gottes und einer jenseitigen Welt, für die Notwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung, für die Göttlichkeit der Bibel, für die Gottheit Christi, für die göttliche Leitung der Kirche, der Weltgeschichte, der Schicksale des Einzelnen. Schließlich aber erfahren wir, daß die ungeheuern Wohltaten, die das Christentum der Menschheit erwiesen habe, nicht zu bestreiten seien, daß der Mensch ohne den Glauben an den persönlichen Gott, an die persönliche Unsterblichkeit, an die erlösende Kraft des Werkes Christi seine irdischen Aufgaben nicht erfüllen, daß die menschliche Gesellschaft und insbesondre ihre sittliche Ordnung ohne das Christentum nicht bestehn könne, daß Christentum und höhere Kultur zusammenfielen, und daß, wie die alte Welt an sich selbst verzweifelnd geendet habe, so die heutige überall dort die Grundlage für ein sicheres sittliches Urteil unter den Füßen verliere, wo sie den Boden des Christentums verlasse.

Mach gesteht seine scheinbare Inkonsequenz auf S. 1356 ein. Es scheint ihm aber nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, woher sie rührt. Sie kommt daher, daß er sein Werk ein paar Jahre zu früh veröffentlicht hat. So wie es ist, gibt es seinen Studiengang, seinen Entwicklungsgang, aber nicht das Endergebnis seiner Studien, oder doch dieses nur als unpassenden Schluß, nicht als den die Darstellung beherrschenden Grundgedanken. Nicht daß er auf irgend einem Punkte seiner Entwicklung Darwinianer, oder gar Büchnerscher Kraft- und Stoffmaterialist, oder Hegelianer, oder Schopenhauerianer gewesen wäre. Mit großem Scharfsinn hat er die Schwächen und die Unhaltbarkeit jedes philosophischen Lehrgebäudes sofort schon bei seinem Studium erkannt. Aber weil er zugleich das Bollgewicht dessen anerkennt, was diese Lehren — und die Bibelkritik nebst der Weltgeschichte — dem Christentum gegenüber bedeuten, so fühlt man sich mit ihm dem Skeptizismus oder Nihilismus zugetrieben. Ähnlich nun wie bei Kant sind es Herzensbedürfnisse und praktische Erwägungen, die ihn schließlich zur Umkehr bestimmen. Aber nun fehlt der ganzen Gedankenreihe das organische Band. Dieses besteht in der Anerkennung der Tatsache, die vom ersten Augenblick an hervortreten muß, daß auf dem Gebiet der Grundwahrheiten mit der Logik allein nicht auszukommen, und daß die rein theoretische Wahrheit, die bei Mach anfangs als das höchste Gut und als das allein zu ermittelnde dargestellt wird, in Wirklichkeit gar nicht die Wahrheit sondern ein Göze ist, weil der Verstand nur eine Seite des Menschenwesens ausmacht. Übrigens hat sich Mach die Sache vielfach unnötig schwer gemacht, weil ihm trotz seiner bewunderungswürdigen Belesenheit manches Wichtige entgangen ist und er oft voreilig dem ersten besten Fachgelehrten geglaubt hat, z. B. daß der Sabbath aus Babylon stamme. Als wenn der moderne Bibelkritiker ein unsehl-

barer Papst oder inspirierter Prophet wäre, läßt er sich von einem solchen einfach dekretieren: Unbezweifelst vom Jesaja stammen: Kapitel 1 bis 12, Kapitel 14, 24 bis 37. Von 13, 1 bis 14, 24 wird nämlich die Zerstörung Babylons besungen, und die kann doch Jesaja nicht geweissagt haben, weil er sie nicht erlebt hat. Leider übersehen die scharfsinnigen Kritiker, daß die Verwandlung Babylons in eine Wüste und in einen Aufenthalt wilder Tiere, die 13, 20 vorausgesagt wird, und die erst in der christlichen Zeit eingetreten ist, kein einziger von den Spätern erlebt hat, die angeblich das Buch Jesaja vervollständigt haben.

Hier und da vermißt man die Schärfe der Logik, obwohl Logik, wie gesagt, den bei weitem größten Teil der Untersuchungen viel zu ausschließlich beherrscht. Seite 150 wird gesagt, unbewusste Zweckmäßigkeit sei kein widersprechender Begriff, weil sich das „unbewußt“ auf das natürliche Geschehen beziehe, das Wort „zweckmäßig“ aber nur unsere subjektive, anthropomorphe Auffassung des Naturvorgangs bezeichne. Er klammert einmal hinter „tatsächlich“ ein: mechanisch, unbewußt, und fährt dann fort: „Ein deutlicher und naheliegender Beweis hierfür ist die Maschine, deren rein mechanische Wirksamkeit trotzdem eine zweckmäßig sein kann“; korrekter ausgedrückt: die zweckmäßig sein kann, trotzdem daß sie mechanisch wirkt. Dieser kleine Gedankenkomplex ist eine Ungeheuerlichkeit. Zunächst sind tatsächlich, mechanisch und unbewußt drei Begriffe, die, weit entfernt davon, daß sie einander gleich gesetzt werden könnten, rein gar nichts miteinander zu schaffen haben, einander gar nicht berühren, obgleich sie natürlich unter Umständen kombiniert werden können; eine Maschine kann tatsächlich vorhanden sein, und wenn es sich um eine Maschine im gewöhnlichen Sinne des Wortes handelt, so ist sie selbstverständlich unbewußt. Dann aber: eine Maschine, obgleich Maschine und unbewußt, „kann“ zweckmäßig sein! Das Wesen einer Maschine besteht ja gerade darin, daß sie eine Vorrichtung ist, die ihr Erbauer geeignet gemacht hat, einen bestimmten Zweck zu erfüllen! Eine Maschine ist ihrem Begriff nach die für einen untergeordneten Einzelfall verkörperte Teleologie und sonst gar nichts, und eben darum setzt jede Maschine den Maschinenbauer voraus, weil Zweck und Plan Konzeptionen eines Geistes sind, und weil es bewußtlosen Stoffen niemals einfällt, von selbst zu einer zweckmäßigen Anordnung zusammenzutreten. Eben deshalb, weil wir uns nicht vorstellen können, wie es die bewußtlosen Stoffe anstellen sollten, beim Aufbau der lebendigen Maschinen, die wir Organismen nennen, eine Ausnahme zu machen, setzen wir für sie den jenseitigen Ingenieur voraus. Auf der folgenden Seite gedenkt der Verfasser selbst des Einwurfs: die Maschine setze ja einen Erbauer voraus, erwidert aber: daß auch für die Weltmaschine ein planender und ausführender Geist vorhanden sei, müsse doch erst „in wissenschaftlich zulässiger Weise“ bewiesen werden und könne nicht ohne weiteres von vornherein angenommen werden. Hier wird der Sinn solcher Erwägungen, wie wir für Beweise lieber sagen wollen, nach zwei Richtungen hin mißverstanden. Wissenschaftliche Beweise im strengen Sinne des Wortes sind für das Dasein Gottes überhaupt nicht möglich; darin geben wir dem Verfasser und Kant gegen die Scholastiker Recht. Aber dem unbefangenen Sinn erscheint es ungereimt, die Fülle von

Erscheinungen, in denen sich Zweckmäßigkeit und eine deutliche Absicht kundgeben, nicht auf eine bewußte Intelligenz zurückführen zu sollen, und diese Erwägung genügt Unzähligen subjektiv zur Annahme eines persönlichen Gottes. Den meisten fließen dann noch aus andern Erwägungen und aus Erfahrungen Motive zu, die dem Glauben an Gott die Kraft moralischer Gewißheit verleihen. Will man nun, und das ist die andre Seite der Sache, eine solche Erwägung, obgleich ihr die objektiv zwingende Kraft fehlt, einen Beweis nennen, dann stellt eben schon der Satz: Die Weltmaschine setzt den Weltmechanikus voraus, den vollendeten Beweis dar, und es hat keinen Sinn, zu fordern, das Vorhandensein des Schöpfergeistes müsse vorher auf einem andern Wege bewiesen worden sein, ehe man ihn als Verfertiger der Weltmaschine voraussetzt. In dem ängstlichen Streben, ja recht wissenschaftlich zu sein, verliert der Verfasser manchmal den Blick für das Ganze und gesellt sich den Insekten zu, die auf den Farbenklümpchen des Ölgemäldes herumkrabbeln und darum dieses selbst nicht sehen können; weniger der Kirchengeschichte als der Bibel gegenüber verfährt er so, sogar an der Person Jesu glaubt er Unvollkommenheiten aufstöbern zu müssen. Da er zuletzt doch noch den richtigen Standpunkt für den Beschauer wiedergewonnen hat, wird er von selbst zu dem Entschlusse gelangen, sein ganzes Werk noch einmal umzugießen.

Mit seinem Endergebnis sind wir insofern einverstanden, als auch wir das Heil in einem kräftigen Zurückgreifen auf das Urevangelium, auf die Religion Jesu sehen. Nur glauben wir, daß jeder privatim innerhalb seiner Konfession diesen Akt vollziehen könne und solle, daß es nicht nötig sei, den historisch gewordenen Komplex von Vorstellungen, Gewohnheiten und gesellschaftlichen Beziehungen, worin die Masse den Kern der christlichen Religion zu empfangen pflegt, denen zu rauben, die den Kern nicht ohne die Schale zu verdauen, vielleicht nicht einmal zu ergreifen vermögen, und daß man es der Zukunft und dem Walten der Vorsehung überlassen dürfe, ob das Zurückgehn vieler zugleich auf den Kern zu einer Umbildung der Konfessionen und zu einer kirchlichen Neubildung führen wird.

Allerorten streben ernste Gemüter in konvergierenden Bahnen dem angeedeuteten Ziele zu. Zwei davon, Dr. Johannes Müller und Heinrich Lhotzky, geben im „Verlag der Grünen Blätter in Leipzig“ Blätter „zur Pflege des persönlichen Lebens“ heraus, und Lhotzky allein hat 1902 im genannten Verlag ein dickes Buch veröffentlicht: Der Weg zum Vater, ein Buch für werdende Menschen. Es sind sinnige, innige Betrachtungen über die Bibel, voll eines rührend kindlichen Verlangens, Jesu Meinung und Wirken zu verstehen und sich ganz hineinzuleben. Religion, womit ein Bau von Dogmen und Einrichtungen gemeint ist, wird abgelehnt. „Alle Religionen sind vermittelt. Israel allein hatte Unmittelbares. Religionen sind Gedanken und Ansichten über Gott und ihre irdische Auswirkung, die nach gewissen Regeln und Bräunchen verläuft. Israel hatte freies, frohes Leben in der Gegenwart Gottes, unbekümmert um kleinliche Priesterregeln. Israels Leben ist ein Leben im Glauben, also in heiliger Gegenseitigkeit göttlichen und menschlichen Lebens. Das hat mit irgend welcher Religion nichts zu schaffen.“ O doch! Ohne die

christliche Religion und Kirche hätte Hocky keine Bibel, wüßte nichts von Israel und von Jesus und hätte von seinen schönen Betrachtungen über Jesu Leben und Lehre keine einzige anstellen können.



Das Emporkommen Bonapartes

Von Gottlob Egelhaaf in Stuttgart



ir haben in der jüngsten Zeit zwei neue französische Werke über den Abschnitt der französischen Revolution erhalten, wo die Wogen immer mehr ebbten und sich die werdende Monarchie ankündigt. Das erste ist der fünfte Teil von Albert Sorels *L'Europe et la révolution française*, der die vier Jahre von 1795 bis 1799, also die Zeit des Direktoriums, behandelt. Das andre ist das Buch von Albert Vandal *L'avènement de Bonaparte*: bis jetzt ist der erste Teil erschienen, der die Geschichte des achtzehnten Brumaire behandelt; ein zweiter Teil über Marengo und dessen Folgen ist in der Vorbereitung.

1

Sowohl Sorel als Vandal haben sich schon einen solchen Namen unter den Geschichtschreibern erworben, daß es nicht mehr nötig ist, ihr Lob zu singen. Beide zeigen eine Frische und Eleganz der Darstellung, eine Unabhängigkeit des Urteils und eine Gediegenheit der Forschung, daß sie ohne Frage heute in der ersten Reihe nicht nur der französischen, sondern der europäischen Historiker überhaupt stehn. Sorel insbesondere gereicht es zu ganz besonderm Verdienste, daß er über die chauvinistischen Bestrebungen der Jakobiner, die das Schlagwort von den *limites naturelles* zur Richtschnur ihrer auswärtigen Politik machten, rücksichtslos den Stab bricht und die lange Kriegsära von 1795 an herleitet, wo zuerst dieses Schlagwort siegreich war. Es blieb seitdem die Losung, auch im September 1799, als durch die Siege Brunes in Holland und Massenas in der Schweiz der große Plan der Österreicher, Russen und Engländer (der 1814 gelang), Frankreich von allen Seiten her anzugreifen und in Paris den Frieden zu erzwingen, noch einmal gescheitert war, wie er 1792 und 1793 vereitelt wurde. Man wußte nichts, sagt Sorel Seite 451, von einem andern Frieden, als man ihn in Campo Formio skizziert und in Rastatt abgefaßt hatte: die natürlichen Grenzen, mit ihren Bürgschaften und ihren Vorposten: Holland und die Schweiz von Frankreich abhängig, Deutschland neugestaltet und umgestaltet, Piemont unterjocht oder einverleibt, Italien in Freistaaten geteilt, den Händen Österreichs entrissen, und Frankreich Herrin des Mittelmeers. Mit einem solchen Frankreich war kein Abkommen möglich; Krieg erwuchs aus Krieg, bis 1814 und 1815 die Lehre von den „natürlichen Grenzen“ durch die Waffenmacht des vereinigten Europas beseitigt und Frankreich in seine alten Grenzen zurückgeworfen war. Das Schlußstück freilich wurde erst 1870 gespielt!